

Rheingauer Bürgerfreund

Erscheint Dienstags, Donnerstags und Samstags
an letztem Tage mit dem illustrierten Unterhaltungsblatt
„Plauderhühner“ und „Allgemeinen Wäzzer-Zeltung“.

Anzeiger für Eltville-Oestrich

Abonnementspreis pro Quartal M. 1.20
= (ohne Trägerlohn oder Postgebühr.) =
Inseratenpreis pro sechsstelliger Pettzeile 15 Pf.

Kreisblatt für den östlichen Teil des Rheingaukreises.

Grösste Abonnentenzahl
aller Rheingauer Blätter.

Expeditionen: Eltville und Oestrich.

Druck und Verlag von Adam Effenne in Oestrich und Eltville.
Fernsprecher No. 5.

Grösste Abonnentenzahl in der
Stadt Eltville und Umgebung.

No 1

Samstag, den 2. Januar 1915

66. Jahrgang

Zweites Blatt.



Die Schlacht vor Warschau.

Unsere über die Bzura und Rawla in heftigem Kampfe vorgerückten Truppen tragen den Angriff immer näher an Warschau heran, von dem sie kaum mehr als 40 Kilometer entfernt sind. Ist doch in Warschau bereits der Schlachtdonner zu hören. Die polnische Hauptstadt wird also, wenn die Kämpfe sich so, wie wir es hoffen, glücklich weiter gestalten, in aller nächster Zeit selbst in den Bereich unserer Geschütze kommen. Ueber die Schlacht vor Warschau sendet der Sonderkorrespondent des „Daily Telegraph“, der bekannte englische Journalist Granville Fortescue, seiner Blatte eine Beschreibung, die sich der Wiedergabe lohnt. Sie beginnt mit den Worten:

Der Kampf um Warschau hat begonnen und die große Schlacht ist im Gange. Man hört in der Stadt deutlich das Donnern der Kanonen. Dann fährt der Bericht fort:

Vom Reichsbild der Warschauer aus sieht man über die unermesslichen Ebenen Polens, die während der Nacht von brennenden Dörfern schauerlich beleuchtet werden. Man kann ganz deutlich im Krachen der Geschütze sechs verschiedene Töne unterscheiden. In sechs Noten jagt der furchtbare bleierne Sturmwind durch die Luft, um in erdbebendlichem Donnern zu enden.

Hunderte von Eisenstücken

laufen durch die Unendlichkeit des Raumes dahin, mit dem Brummen vorstürmender Riesenturbinen. Der Hölleärm ist charakteristisch für die moderne Schlacht. Die Russen nennen das Musil. Es ist wohl nur ein Trauermarsch. Solche Gedanken durchzogen mich, als ich mich die Jerusalemer Chaussee entlang wagte, die zum Schlachtfeld führt und auf der vor mir wohl

eine Viertelmillion Menschen

marschiert waren. Was mögen diese Soldaten empfunden haben, als sie zum ersten Male die Wetterwolken plündernden Granaten über sich sahen? Ehre, Ruhm oder ein schrecklicher Tod warten auf sie. Alle empfinden in diesen ersten Momenten das Gleiche. Ein Gemisch von Furcht und lästerner Neugier.

In vorderster Reihe kämpfen jetzt ganz neue deutsche Reserven. Sie gewinnen unfehlbar Gelände, bis nicht auch auf unserer Seite Verstärkungen herangezogen sind.

Der Todesmut, mit dem die Deutschen fechten, spottet jeder Beschreibung. In der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag wurde von deutschen Regimentern ein Sturmangriff auf russische Schützengräben unweit Sochaczew unternommen, die als unersteigbar erschienen. Die Russen glaubten nicht anders, als daß die Deutschen wahnsinnig geworden wären und beschlossen hätten, sich selbst auf die russischen Bajonette zu speien. Ein Hagel von Blei und Eisen empfing die Stürmer. Beinahe verflachten die Deutschen den Angriff, zehnmal mußten sie zurück. Als sie jedoch zum elften Male mit dem Bajonett vorgingen, war

die Verteidigungskraft der Russen erlahmt, und sie räumten den Gegnern freiwillig die Stellungen mit Gefühlen, gemischt aus Bewunderung und Borne.

Der Kampf wird an Heftigkeit dem Ringen in Mäandern um nichts nachstehen. Denn die tapfersten russischen Soldaten, die Elite der Armee werde den Deutschen gegenübergestellt, um die Hauptstadt Polens zu retten. Leute, deren Mut zum Teil schon auf den Schlachtfeldern der Mandschurei die Feuerprobe bestanden habe, russische Garde und sibirische

Linienregimenter. Von einer freiwilligen Räumung Warschaws kann keinesfalls die Rede sein.

Soweit der Bericht! Haben die Russen tatsächlich hier ihre besten Truppen verwendet, so ist der deutsche Erfolg, der auch von dem englischen Berichtshatter zugegeben werden muß, um so höher zu veranschlagen. Sochaczew liegt an der Bzura, nordöstlich von Plock.

Französische Bundesgenossen.

Die Garibaldiner in den Argonnen.

Wie 1870/71 hat sich auch in diesem Kriege wieder ein Garibaldiner-Regiment gebildet, das aus italienischen Freiwilligen besteht und auf Seiten unserer Feinde kämpft. Am 2. Weihnachtstage ist es mit unseren Truppen in den Argonnenwald in ein Gefecht geraten, bei dem es sich blutige Köpfe geholt hat. Darüber berichtet ein Mitkämpfer dem Mailänder „Secolo“:

Das von Peppino Garibaldi befehligte italienische Freiwilligen-Regiment hat am 26. Dez. im Argonnenwald sein erstes Gefecht bestanden. Das 2500 Mann starke Regiment traf am 1. Weihnachtstage nach einem fünfseitigen Marsche in Florent ein. Dann ging es weiter in den Argonnenwald, und es folgte ein vierseitiger beschwerlicher nächtlicher Marsch durch den Wald bis an die Schützengräben. Die 1. Kompanie, die den vordersten, nur 30 Meter von den Deutschen entfernten Schützengräben besetzt hatte, erhielt um 8 Uhr morgens den Befehl zum Sturm mit den Worten: „Vorwärts für Italien und Frankreich!“ Über die Deutschen waren auf ihrer Hut und überschütteten die Angreifer mit einem Hagel von Kugeln aus Gewehren und Maschinengewehren. Unter den ersten Gefallenen befand sich Bruno Garibaldi, ein Bruder des Kommandanten und dritter Sohn von Nicciotti Garibaldi. Der Angriff war mißlungen, und die Freiwilligen sammelten sich in ihrem Schützengraben, der inzwischen von der nachfolgenden 2. Kompanie besetzt worden war. Ein zweiter mit großer Heftigkeit unternommener Angriff brachte die Italiener in den Besitz eines Stückes des deutschen Schützengrabens. Sieben Leute drangen hinein, als dieser plötzlich in die Luft flog. Auf neue mußten sich die Italiener zurückziehen.

Der Bericht besagt zwar, daß die Herren des obersten Schützengrabens blieben, das stimmt aber nicht überein mit den dann folgenden Worten, daß sie die Toten zurücklassen mußten und auch die Leiche des gleich zu Anfang des Gefechts gefallenen Bruno Garibaldi erst in der Nacht holen konnten. Die Garibaldiner geben ihre Verluste auf 40 Tote und 150 Verwundete an.

Mehr Zartgefühl!

Mit dieser Aufforderung wendet sich Dr. med. Ries im „Schwab. Merkur“ an die Leser in einer Angelegenheit, die allerorten beobachtet zu werden verdient. Er schreibt u. a.:

„Reigt sich ein Krieger auf der Straße, bei dem aus gewichtigen Gründen eine Amputation vorgenommen werden mußte, so wird er oft von einer Reihe Neugieriger verfolgt, die ihn von oben bis unten mit Blicken mustern, unter denen der Verwundete oft seelisch mehr zu leiden hat als unter den Schmerzen seiner Verwundung. Man sollte meinen, daß das Publikum aus Mitleid und Hochachtung für unsere Vaterlandsverteidiger sich darauf beschränken würde, vor einem solchen Manne den Hut zu ziehen, nicht aber ihn wie ein Wundertier anzustarren.“

Und noch eins: Der Verwundete sollte nicht von außen her in seiner Befürchtung bestärkt werden, daß er für die Zukunft arbeitsunfähig, also unnütz der sein Leben für das Vaterland eingesetzt hat, in sein könnte. Gibt man nun einem solchen Tapferen, wird ihm das meist nicht wie ein Geschenk, sondern wenig taktvoller Weise auf offener Straße Geld, so wie ein Almosen vorkommen, und Almosen verdienen solch Leute wirklich nicht. Der sein Mitleid praktisch betätigen will, schide den einzelnen Lazaretten einen Beitrag zur Verteilung an solche Verwundete. Glücklichweise ist die Zahl derer, an denen Amputationen vorgenommen werden müssen, dank der großen Kunst unserer Fachärzte und Feldärzte eine verhältnismäßig sehr kleine zu nennen. Ist aber eine eingreifende Operation mit Verlust eines Gliedes nicht zu vermeiden, so sind unsere Chirurgen heute imstande, durch geeignete, auf Kosten des Staates zu beschaffende Apparate den Verlust weitgehend auszugleichen, so daß die Betroffenen nicht unter dem niederdrückenden Bewußtsein zu leiden haben, von ihren Mitmenschen als „Krüppel“ betrachtet zu werden.

Aus Stadt und Land.

Folgschwerer Brauereibrand. Ein unheilvolles Großfeuer entstand in Steingaden (Bayern) in der dortigen gräflichen Brauerei. Das Braugebäude wurde vollständig eingeäschert und große Holzvorräte und die ganze Brauereierichtung vernichtet. Während der Löscharbeiten stürzte eine Feuermauer ein. Der Brauereibuchhalter und drei Feuerwehr-

leute wurden getötet, neun andere Personen schwer verletzt. Das Feuer soll durch einen Kaminbrand entstanden sein.

Ein Deserteur mit dem Eisernen Kreuz. In Koburg ließ die Militärbehörde einen fahnenflüchtigen Soldaten namens Thees aus Hasselbach verhaften, der unbefugt beide Eisene Kreuze trug und sich als verwundeten Leutnant ausgab.

Schwere Stürme in Westeuropa. Montag nacht und Dienstag tobte über Hamburg ein schwerer Südweststurm, der im Hafen und in der Stadt größeren Schaden anrichtete. Ein Oberländer Kahn, eine Hollbarke und mehrere Schuten schlugen voll Wasser und sanken, mehrere Bäume wurden entwurzelt, Scheiben eingedrückt und Dächer beschädigt. Auch die Bäume und Anlagen des Ohlsdorfer Friedhofes haben erheblich gelitten. Personen wurden nicht verletzt. Die telegraphischen Verbindungen nach Nordwest-Holland und Mitteldeutschland sind infolge von Sturm gestört. Der telegraphische Verkehr ist größtenteils unterbrochen.

Zwangsverwaltung über den französischen Hausbesitz in Straßburg. Der Bürgermeister der Stadt Straßburg teilt in einer Bekanntmachung an den Anschlagssäulen mit, daß er die Zwangsverwaltung über den in Straßburg vorhandenen französischen Hausbesitz übernommen hat. Infolgedessen sind die am 1. Jan. fälligen Mieten an die Stadtkasse zu zahlen. Die Zahl der noch in französischem Besitz befindlichen Häuser ist besonders in dem vor 1870 schon vorhandenen alten Stadtteil recht beträchtlich.

Bewegene Flucht eines Deutschen aus einem englischen Gefängnis. Im September wurde der 45 Jahre alte deutsche Ingenieur John Jürgen Kühr, ein Sachverständiger auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie und der Herstellung von Sprengstoffen, in Newcastle verhaftet, weil man in seiner Wohnung Explosivstoffe gefunden hatte. In der Gerichtsverhandlung wurde die Anklage zurückgenommen, Kühr jedoch zur Deportation verurteilt. Seitdem sah er im Gefängnis von Newcastle. Am dritten Weihnachtstfeiertage ist es ihm jedoch gelungen, mit Hilfe eines Bettstüches über die 40 Meter hohe Gefängnismauer zu entkommen. Die englische Polizei macht große Anstrengungen, um den flüchtigen Deutschen wieder einzufangen.

Todessturz vom Kirchturm. Der ehemalige Reichstagsabgeordnete Sachs, der den 7. sächsischen Wahlkreis vertrat, stürzte sich am Dienstag von der Galerie des Pittauer Kirchturms herab und blieb tot auf dem Pflaster des Marktplatzes liegen.

Hindenburg-Spenden deutscher Städte. Für die Hindenburg-Spende deutscher Städte bewilligten die Leipziger Stadtverordneten auf Antrag des Rats die Summe von 100 000 Mark. Der Mannheimer Bürgerausschuß bewilligte 30 000 Mark als Beitrag zur Hindenburg-Spende. Die städtischen Kollegien in Altona bewilligten eine Ehrengabe von 14 000 Mark für die Armeen Hindenburgs. Für den gleichen Zweck bewilligten die Stadtverordneten von Mainz 10 000 Mark.

Gold aus dem Sparstumpf. Aus Herbst berichtet die „Magdeb. Ztg.“: Kommt da dieser Tage ein altes Mütterchen aufs hiesige Postamt, um auch ihr Gold gegen anderes Geld einzutauschen. Der Schalterbeamte ist natürlich gern dazu bereit, und nun packt das Mütterchen ein schweres Taschentuch aus dem Korb und legt dem Beamten 5000 Mark in eitel Goldstücken dahin. Er gibt der Frau 800 Mark davon zurück, da er nicht mehr Geld zum Einwechseln hat. Auf den Rat eines Herrn geht das Mütterchen nun mit dem übrigen Geld zur Landesbank, um auch dieses einzutauschen. Befragt, wie sie mit einem Male zu so viel Geld komme, entgegnete die alte Frau, das Gold habe sie schon so lange liegen, als ihr Mann tot sei nämlich seit 21 Jahren. Als man ihr riet, doch nicht so viel Geld im Hause zu behalten, wo es gestohlen oder durch einen Brand vernichtet werden könnte, lehnte die alte Frau mit dem Bemerkten ab: „Ich will es man lieber mit zu Hause nehmen. Es liegt ja dort schon so lange.“

Kleine Kriegsnachrichten.

Das österreichische Ministerium des Aeußeren hat beschlossen, ein Notbuch diplomatischer Aktenstücke über die Ursachen und den Ausbruch des Krieges und die darüber zwischen den Mächten geführten Verhandlungen herauszugeben.

Wie die „Basler Nachr.“ aus Boston melden, sind 30 000 von der französischen Regierung in den Vereinigten Staaten angekaufte Pferde auf griechischen Schiffen nach französischen Häfen verladen worden.

Dem Athener Blatt „Neon Mity“ zufolge verlangte Bulgarien von Serbien auch jenen Teil Mazedoniens, der an Griechenland angrenzt, so daß Bulgarien sich zwischen Serbien und Griechenland schieben würde.

Der neuernannte englische Gesandte Howard hat im Vatikan sein Beglaubigungsschreiben überreicht, das von einer besonderen Mission, also nicht von einer dauernden Mission, ist.

Der türkische General Fethi Pascha, der zum Ehrendienst beim deutschen Kaiser abkommandiert worden ist, traf am Dienstag in Berlin ein und ist von dort am Mittwoch nachmittag nach dem Großen Hauptquartier abgereist.

Des Kaisers Weihnachten.

Wie die „Köln. Stg.“ meldet, hat der Kaiser den Offizieren und Mannschaften, die zum Großen Hauptquartier gehören, eine schlichte und einladende Weihnachtsfeier veranstaltet. In einer weiten, mit Tannengrün geschmückten Halle waren für etwa 900 Personen Gabelstühle mit Weihnachtstische aufgestellt, an denen jedermann vom Kaiser bis zum schlichten Pandwehrmann seinen Platz fand. Jeder Offizier und jeder Mann erhielt die gleichen Pfefferkuchen, Äpfel und Rüsse, sowie ein Bild des Kaisers. Die Mannschaften erhielten außerdem Tabakbeutel und Zigarren.

An der Stirnseite des Raumes war ein Altar errichtet, davor eine große Krippe. An den Seiten standen hohe Christbäume. Der alte Weihnachtsgefang: „O du fröhliche, o du selige Weihnachtszeit!“ leitete die Feier ein, sobald der Kaiser die Anwesenden mit dem Gruß „Guten Abend, Kameraden!“ begrüßt hatte. Es folgte eine kurze Ansprache des Kaisers und dann das Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht.“

Nachdem Generaloberst v. Pflessen dem Kaiser für die Vereitung des schönen Festes gedankt hatte, hielt der Kaiser folgende Ansprache: „Kameraden! In Wehr und Waffen stehen wir hier versammelt, dieses heilige Fest zu feiern, das wir sonst im Frieden zu Hause feiern. Unsere Gedanken schweifen zurück zu den Unserigen daheim, denen wir diese Gaben danken, die wir heute so reichlich auf unseren Tischen setzen. Gott hat es zugelassen, daß der Feind uns zwang, dieses Fest hier zu feiern; wir sind überfallen worden, und wir wehren uns, und das gebe Gott, daß aus diesem Friedensfest mit unserem Gott für uns und für unser Land aus schwerem Kampfe ein reicher Sieg ersehe. Wir stehen auf feindlichem Boden, dem Feinde die Spitze unseres Schwertes und das Herz unserem Gott zugewandt. Und wir sprechen es aus, wie einst der Große Kurfürst getan: In den Staub mit allen Feinden Deutschlands! Amen.“

Der Kaiser ging dann an den Tischen entlang und zeichnete viele Offiziere und Mannschaften durch Ansprachen aus.

Indische Prügelstrafen.

Die Engländer verprügeln ihre Inder.

Uebereinstimmend haben nicht nur die Berichte und Meldungen deutscher Truppen, sondern auch manche von uns erbeutete Aufzeichnungen des Feindes festgestellt, welche grausamen Plünderungen bisweilen französische Ortschaften durch Angehörige der verbündeten Armeen ausgeübt waren. Daß das französische Heer selbst daran nicht schuldlos war, ist durch mehr als ein Altkriegsdatum dargetan worden. Auch die Engländer haben es nicht verstanden, sich in dieser Hinsicht die Hände rein zu halten. Am schwersten mögen sie durch die Ausschreitungen ihrer indischen Truppen belastet sein.

Daß es an solchen Ausschreitungen nicht fehlt, daß Fälle von Raub und Plünderung vorgekommen sind, ja, daß Posten und Wachmannschaften daran beteiligt waren, erweist ein vertrauliches Memorandum für die Offiziere des indischen Armeekorps. Die Ausschreitungen müssen schwer gewesen sein, sollen sie die dort getroffenen Maßnahmen einigermaßen begreiflich erscheinen lassen.

Denn es handelt sich um nichts Geringeres als dies: England bringt den indischen Truppen gegenüber die Prügelstrafe in Anwendung. Die Fälle, in denen sie zu verhängen ist, findet man in dem Memorandum aufgezählt. Urteile auf körperliche Züchtigung können gegen die Militärspersonen vom Feldwebel bis zum Obersten gefällt werden, die schuldig befunden wurden:

- a) Grober Verstoß gegen Person oder Eigentum von Bewohnern des Landes, nach Paragr. 41 des Indischen Armeegesetzes.
- b) Einbruch in ein Haus zwecks Plünderung oder Plündern, sei es nach a) oder nach Paragr. 25 (i) desselben Gesetzes.
- c) Plündern als Posten oder auf Wache usw., nach Paragr. 26 (c) des Indischen Armeegesetzes.
- d) Unehrenhaftes Betragen, nach Paragr. 31 des Indischen Armeegesetzes.

So etwas tut daselbe England, das über den

preussischen Militarismus zu Gericht sitzt. Nicht das leiseste Empfinden scheint sich dort dafür zu regen, daß man die eigenen Truppen entehrt, indem man sie Seite an Seite mit Soldaten in den Kampf ziehen läßt, an denen Prügelstrafen vollzogen werden. Freilich — nach außen wahr England den Anstand. Das versteht es immer vortrefflich, das tut es auch hier. So ist es denn in gewissem Sinne das Bezeichnende an diesem Memorandum, daß die Anordnung getroffen wird: in Gegenwart britischer oder europäischer Truppen und Zivilisten darf die Prügelstrafe nicht vollzogen werden. Was im Verborgenen geschieht, belästet das Gewissen dieser Kulturträger gar nicht. Anschein waltet über den indischen Truppen die Knechte — und vor den Augen der Welt spielt England die Rolle des Retters vor preussischem Militarismus.

Mehr „A“-Brot!

Immer wieder kann man hören, daß es mit der Ernährung des Kriegsbrottes (d. h. desjenigen Brotes, welches über 5 Proz. Kartoffelzusatz enthält und mit einem „A“ gezeichnet ist) langsam, sehr langsam geht. In zahlreichen Ortsteilen unserer größeren Städte, besonders natürlich in den wohlhabenderen Gegenden, kann sich ein jeder durch Nachfrage beim Bäcker überzeugen, daß das „A“-Brot überhaupt nicht zum Verkauf gestellt wird. Es ist dies leider ein Zeichen dafür, daß unserer Bevölkerung der Ernst unserer Nahrungsmittelversorgung im Kriege noch nicht genügend einleuchtet.

Es liegt ja nicht immer und überall in der menschlichen Natur, Vorsorge für die Zukunft zu treffen. Aber hier, wo von allen Seiten als ein dringliches volkswirtschaftliches Gebot im Kriege die Verbreitung von „A“-Brot anempfiehlt wird, sollte doch endlich mit der Sorglosigkeit ausgeräumt werden. Wir wollen annehmen, daß allein diese bisher der Grund für die bedauerliche Tatsache war, daß „A“-Brot noch keine Kriegspopularität gewonnen hat; denn freudlos wäre es geradezu, wenn etwa andere Gründe hierfür die Veranlassung bieten würden. Aber gesagt soll es doch werden, daß eine Minderbewertung des „A“-Brottes aus sozialen Gründen in höchstem Maße verwerflich wäre.

Könnte man alle theoretischen Wünsche mit einem Schlage verwirklichen, so gäbe es in Deutschland, solange der Krieg währt, überhaupt nur Kriegsbrot einer Art und Qualität. Gerade aber, weil sich diese ideale Forderung aus technischen Gründen nicht ohne weiteres verwirklichen läßt, sollte jeder Mann das „A“-Brot als dasjenige ansehen, welches ihm die patriotische Ehre als Nahrungsmittel vorschreibt, und jede Anschauung, als ob dieses Brot etwa eine Proletarisierung des Speisezettels für ihn bedeute, sollte er als unpatriotisch zurückweisen.

Jeder soll bei seinem Bäcker „A“-Brot verlangen; er tut damit weder seinem Geschmack noch seiner Gesundheit etwas zuleide, denn es ist vollkommen erwiesen und immer wieder festgestellt worden, daß „A“-Brot ebenso gesund wie schmackhaft ist. Was der einzelne durch Konsum von „A“-Brot beweist, ist: daß er bereit ist, seine Nahrung schon jetzt so einzurichten, daß wir den Krieg auch auf diesem Gebiete durchhalten können. So kann und muß jeder, der es noch nicht getan hat, seine bisherige Sorglosigkeit in eine Mitarbeit an unserer Nahrungsvorsorge verwandeln.

Die Familienunterstützungen

während des Krieges.

Zur Behandlung von Zweifeln bei der Gewährung von Unterstützungen an die Familien in den Dienst eingetretener Mannschaften wird in einem Erlaß des Ministers des Innern auf Grund des Gesetzes vom 28. Februar 1888/4. August 1914 ausgeführt, daß die im Inlande zurückgebliebenen Familien von Mannschaften der Reserve usw., die in den deutschen Kolonien in den Kriegsdienst eingetreten sind, in jeder Hinsicht den Angehörigen der aus dem Inlande eingetretener Mannschaften gleichzustellen sind. Hierbei genügt schon die Wahrscheinlichkeit des erfolgten Dienstbeitritts zur Anweisung der Unterstützungen. Müssen Familien in den Dienst eingetretener Mannschaften infolge der kriegerischen Ereignisse ihre Heim-

stätte verlassen und in anderen Orten Zuflucht nehmen, so müssen, falls die gesetzliche Unterstützung von den Versorgungsverbänden ihres gewöhnlichen Aufenthaltsortes nicht gewährt werden kann, die Versorgungsverbände des ersten Zufluchtsortes für sie eintreten. Diese Versorgungsverbände haben die Unterstützungen auch bei einem späteren Aufenthaltswechsel weiter zu zahlen. Rechen die betreffenden Familien jedoch wieder in ihre Heimat zurück, so sind die heimatischen Versorgungsverbände zur Weitergewährung der Unterstützungen verpflichtet. Bei Erlaß des vorgesehenen Spezialgesetzes wird dafür Sorge getragen werden, daß die erwähnten Bewilligungen in Höhe der gesetzlichen Mindestsätze den Versorgungsverbänden vom Reiche erstattet werden.

Der Kolonialkrieg.

Die Kämpfe in Deutsch-Ostafrika.

Vom Gouverneur Schnee sind in den letzten Tagen erfreulicherweise amtliche Berichte in Berlin beim Reichskolonialamt eingetroffen. Handelt es sich dabei auch nur um Telegramme in denkbar knapper Fassung, so vermögen wir daraus doch wertvolle Anhaltspunkte für die Beurteilung der Lage im Schutzgebiet und der kriegerischen Ereignisse — wenigstens während der ersten 2 1/2 Monate des Krieges — zu entnehmen. Die auf Umwegen nach Berlin gelangten Berichte des Gouverneurs beginnen mit dem 24. August und enden mit dem 16. Oktober. Es wird in ihnen von den verschiedensten Kämpfen berichtet, die sich an den Grenzen des Schutzgebietes abgespielt und in denen die Unseren durchweg glänzend abgeschnitten haben.

Es sind natürlich alles nur kleinere Gefechte, bei denen auf beiden Seiten nur schwache Abteilungen vermandt wurden. Es wurden aber doch den Engländern ansehnliche Verluste beigebracht, so in einem Gefecht am 7. September bei der Station Tzabo an der Ugababahn, wo der Gegner starke Verluste an Europäern und indischen Truppen hatte, am 25. Sept. bei Longido nordwestlich vom Kilimandscharo, wo der aus 75 Reitern bestehende Feind zerstreut, 19 Engländer und Buren getötet und 21 gefesselte Kamele, 10 Gewehre und viele Patronen erbeutet wurden, und am 26. Sept. in einem Gefecht bei Voldireich, in dem 10 Engländer und 20 farbige fielen. Gegen Ende September wurden deutscherseits Vorstöße auf Mombassa, den bedeutenden Hafen und Handelsplatz im nördlichen unferen Schutzgebietes gelegenen Britisch-Ostafrika gemacht, wobei sich die Engländer auf Gazi, südlich von Mombassa an der Küste gelegen, zurückzogen. Der Gegner erlitt hierbei, wie es in einem Telegramm des Gouverneurs heißt, anscheinend schwere Verluste, besonders an Europäern. Von unseren Truppen wurden erbeutet drei Fahnen von farbigen Truppen, Gewehre, Instrumente einer indischen Musikkapelle und 120 Ziegen.

Ein glückliches Gefecht auf dem Muanja-Bikoria-See meldet der Hauptmann der Schutztruppe Braunschweig: Der Hilfskreuzer „Muanja“ hat den englischen Dampfer „Sybil“, als er im Begriff war, 150 indische Soldaten und zwei Gefährte nördlich Schirati an der Karungubucht zu landen, angegriffen. Das Schiff „Sybil“ ist durch mehrere Granatenwolltreffer schwer beschädigt. Die Besatzung hatte anscheinend viele Verluste durch unser Maschinengewehrfeuer. „Sybil“ stellte ihr Feuer ein und dampfte nach Norden. Auf unserer Seite ein Mann verwundet. (Dampfer „Muanja“ 34 Tonnen, Dampfer „Sybil“ 600 Tonnen.)

Kämpfe gegen Truppen aus Belgisch-Kongo

melden folgende Telegramme des Gouverneurs: 30. September 1914: „Nach nichtamtlichen Nachrichten ist belgische Station Boma am Kivu von deutschen Truppen genommen. Auf Kivu freuzt armeries deutsches Motorboot. Insel Ndwischwi soll von Belgiern geräumt sein.“

16. Oktober: „Belgischer Posten in Nyakalengo auf Insel Ndwischwi wurde am 24. September von unseren Truppen unter Hauptmann Wintgens angegriffen und ergab sich nach eineinhalbstündigem Gefecht. Verluste des Gegners: sechs Mann gefallen, sieben verwundet. Unsererseits ein Mann verwundet. Kriegsgefangen ein Offizier und vierundvierzig Mann. Erbeutet etwa fünfzig Mausefänger und viel Munition sowie das zweite belgische Stahboot.“

Dieses Telegramm bestätigt also das vorhergehende. Eine vollständige Niederlage erlitten die Bel-

Die Franktireurs.

Kriegserzählung von F. G.

(Nachdruck verboten.)
„Ich glaube, daß Ihr es ehrlich mit mir meint, ich hätte wahrlich nicht so lange zugehört — aber kennt Ihr das Land so wenig, daß Ihr mit euren wilden Horden überauswemmt? Denkt ihr Fremden, daß wir euch je vergessen werden, wie ihr unsere Väter und Brüder erschlagen, unsere Städte verwüsten, unsere Felder verheert und ausgefogen habt? — Liebe verlangt Ihr von mir? — Wißt Ihr, was in meinem Herzen für euch leidet? — Haß, Haß, ingrimmiger Haß, so lange das Herz schlägt, so lange der Geist denken kann — weiter nichts.“

„Jeannette!“
„Euch habe ich gepflegt,“ fuhr aber das Mädchen fort, während es sich zu seiner vollen Höhe emporhob — „weil ich es für meine Pflicht hielt, um ein geschicktes Unrecht wieder gutzumachen; aber seid Ihr erst wieder geheilt und imstande, eure Wasse zu führen, glaubt Ihr, daß ich euch nicht, wenn ich ein Mann wäre, mit Wonne im offenen Kampfe begegnete und meinen Stahl dann mit Jubel in euer Herz tauchen würde? Fort mit euch — ihr habt nichts auf dem befehligen Boden Frankreichs zu suchen. — Gegen den nichtswürdigen Kaiser führt ihr Krieg. — Der ist jetzt fort — tot für uns, denn er darf nicht wagen, seinen verbrecherischen Fuß wieder auf Frankreichs Erde zu setzen. — Was wollt ihr jetzt noch? — Land erobern und Menschen, die euch nie ein Leid getan, umgänglich machen, weiter nichts, und da verlangt Ihr, daß euch ein in dem Lande geborenes Mädchen lieben und euch folgen solle? Hassen können wir euch und euch verachten — weiter nichts, und daß wir eure Verwundeten und Kranken hier pflegen, das dankt unserer Gutherzigkeit, unserem Mitleid — aber wahrlich nicht unserer Liebe.“

„Jeannette!“ rief der Offizier noch einmal aus, von den Worten des jungen schönen Mädchens so schmerzhaft getroffen. Wie eine zürnende Gottheit stand die jugendliche Gestalt der Maid vor ihm, und was in den Augen lag, war wahrlich keine Liebe, darüber durfte er sich nicht täuschen. Aber er wußte auch jetzt, daß es völlig nutzlos sein würde, selbst nur den Versuch zu machen, um sie mit Worten und Vernunftgründen zu überzeugen, daß Deutsch-

land ja nie den Krieg gewollt, und Frankreich selbst — nicht nur allein jener Bonaparte — ihn uns aufgedrungen hatte. Selbst sonst ziemlich vorurteilsfreie Franzosen wollten das nie begreifen, um so viel weniger denn ein junges Mädchen, das in dem gekränkten Vaterland sich selbst mit beleidigt glaubte.

„Jeannette,“ wiederholte er deshalb nach einer Weile, in der er die zürnende Maid still und schmerzlich betrachtet hatte, „du nimmst mir mit den Worten jede Hoffnung, und soll ich denn nur als Feind deinem Volke gegenüberstehen?“

„Ihr sei als Feind gekommen,“ sagte das Mädchen finster, „und Ihr werdet auch so wieder gehen, — nicht befragt, nicht vermisst, also spart eure Neben und laßt mich jetzt euch verbinden wie alle Tage. Es ist einmal das von mir übernommene Amt, und ich werde es, trotz dem, was Ihr mir da eben gesagt, auch durchführen.“

„Und warum hasst du mich gerade, Jeannette?“ sagte der Mann bitter.

Das Mädchen warf verächtlich die Oberlippe empor. „Ich hasse nicht euch besonders,“ sagte sie, „ich hasse eure ganze Nation, und nicht allein Frankreich, nein auch meinethwillen. Ihr habt unsere jungen Männer mit Gewalt in den Krieg getrieben, daß sie jetzt verwildern und selbst ihrem Vaterland Schande machen. Ihr habt unser Haus niedergebrannt und meine Mutter mißhandelt, daß sie jetzt im Geist gekört ist und sich vielleicht nie wieder von diesem Schlag erholt — ihr habt uns mit einem Wort elend gemacht, so daß uns nichts geblieben ist als das Gefühl unserer Schmach und die Hoffnung auf einstige Rache. Der Haß ist, wird Haß ernten — erwartet deshalb auch nichts anderes.“

Der junge Mannoffizier fuhr so rasch und erschreckt auf seinem Lager empor, daß er seine Wunde ganz verlor und mit einem Schmerzensschrei wieder zurücksank — aber — — darüber das nicht, was „du in dem Moment erregt.“

„Was ist das?“ rief er, seinen Schmerz verbeißend — „jene Trompeten?“

„Der gewöhnliche Lärm, den sie alle Tage machen,“ sagte Jeannette kalt.

„Reini!“ rief der Mann, „das ist Alarm — die Unseren rücken aus — o daß ich jetzt — jetzt hier liegen muß!“

„Es tut euch leid, daß Ihr nicht an dem weiteren Norden teilnehmen könnt,“ lächelte Jeannette bitter. — „Ihr müht euch süßen. Gebt mir euren Arm; es sind noch mehrere im Hause, die meiner Hilfe bedürfen, und ich darf hier nicht zu lange säumen.“

„Das sind beim Himmel die Marmstianale!“ rief der junge Mann bewegt aus, aber seine Wärrerin achtete gar nicht mehr darauf. Was kümmerte sie der Kriessärm, wo alles Unglück, was über ein Menschenherz hereinbrechen kann, schon seinen Schlag geführt. Sie öffnete den Verband des Verwundeten und erneute denselben mit der nämlichen ruhigen Sorgfalt, die sie ihm bisher immer gezeigt.

7. Der Zusammenstoß.

Der junge Mannoffizier hatte sich nicht geirrt. Draußen wirbelten die Trommeln und schmetterten die Trompeten, die Truppen mit Sad und Bad auf ihre Alarmplätze rufend, und Jeannette vermochte ihn kaum nur so lange ruhig zu halten, bis sein Verband beendet worden. Aber niemand kümmerte sich um ihn — das Mädchen war lange ihrer weiteren Beschäftigung nachgegangen, und draußen die Straße lag jetzt so ruhig — so entseßlich still. — Jetzt donnerten die Hufe eines einzelnen, in voller Karriere gehenden Pferdes über das Pflaster, — heran — vorbei. Er konnte sich zuletzt nicht mehr helfen — er mußte sehen, was da vorging, und sich mit Mühe vom Lager hebend, schritt er hinüber zu dem nächsten Fenster.

Es war nichts zu sehen und die Straße lag wie ausgeföhrt — nur da draußen wankte ein altes Mütterchen heran, das sich draußen ein wenig Holz, mühsam genug, zusammengelesen und es jetzt heimtrug, um ihren Kaffee damit zu kochen.

Da kam wieder ein Reiter in voller Flucht die Straße herab — es war einer von seinen eigenen Mannen — er versuchte das Fenster zu öffnen, aber es ging so schwer für die eine Hand, und als er es endlich aufbekam, flog der Mann gerade vorüber. Wohl rief er ihn an, aber unter dem rasenden Klappern der Hufe auf dem rauhen Pflaster hörte er das natürlich nicht, und wenn er es gehört hätte, wer weiß, ob er halten durfte, um irgendeine Frage zu beantworten.

(Fortsetzung folgt.)

gier am 4. Oktober aus Kinsassie. Darüber berichtet der Gouverneur:

„Am 4. Oktober griffen vier belgische Kompagnien am Kinsassie südlich von Kinsassie die deutschen Truppen unter Hauptmann Hintgens an. Gegner erlitt schwere Verluste und wurde zurückgeworfen.“

Die deutschen Verluste in den Kämpfen mit belgischen und englischen Truppen sind gering. Ueber die Ereignisse nach dem 16. Oktober sind wir auf englisches Material angewiesen, das natürlich kein klares Bild gibt, aus dem aber doch

eine schwere Niederlage der Engländer

zu erkennen ist. Es handelt sich wiederum ausschließlich um Kämpfe in Grenzgebieten, und zwar in erster Linie die an der Grenze zwischen Deutsch- und Britisch-Ostafrika liegenden Landesteile.

Nach Londoner Telegrammen vom 24. November landeten auf die Meldung, daß eine „wichtige deutsche Eisenbahnstation“ nur schwach besetzt sei, die Engländer am 2. November zwei Meilen von dieser Station entfernt eine Truppenabteilung in Stärke von einhundert Bataillonen, bestehend aus indischen und europäischen Truppen. Diese Kräfte rückten sofort vor. Die „kleine“ Streitmacht wurde außerhalb der Stadt in ein heftiges Gefecht verwickelt und mußte, da die deutschen Truppen sich als überlegen erwiesen, zurückgehen und Verstärkungen erwarten. Am 4. November früh wurde dann der Angriff erneuert. Nachdem sie auf eine Entfernung von 800 Yards (730 Meter) an den Feind herangekommen waren, gerieten die englischen Truppen in heftiges Feuer. Trotz schwerer Verluste gelang es den auf dem linken Flügel vorgehenden Mannschaften des 101. Grenadier-Regimentes, in die Stadt einzudringen und den Feind mit dem Bajonett anzugreifen, während auf dem rechten Flügel die Mannschaften des Royal Lancaster-Regimentes und die Kashmir Rifles (Indier) die Stadt erreichten. Dort sahen sie sich jedoch einem derart heftigen Feuer aus den Häusern ausgesetzt, daß sie gezwungen waren, 500 Yards zurückzugehen. Die Stellung der Deutschen war so hart, und die Verluste der englischen Truppen waren so schwer, daß es für zwecklos erachtet wurde, den Angriff zu erneuern. Die Abteilung wurde daher wieder eingeschifft und kehrte zum Ausgangspunkt zurück. Der Gesamtverlust betrug 795 Mann, darunter 141 europäische Offiziere und Mannschaften.

Danach haben also die Engländer bei diesem Versuch, in deutsches Gebiet einzudringen, eine schwere Niederlage erlitten. Ueber eine Verfolgung durch die deutschen Streitkräfte und über ihre Stärke und Zusammensetzung sagen die englischen Berichte nichts. An der mutmaßlichen Stelle des Kampfes können aber auf unserer Seite höchstens 800 Gewehre in Tätigkeit gewesen sein. Auch wir werden selbstverständlich Verluste zu beklagen haben, über die wir aber vorläufig nichts erfahren konnten. Der Ort des Kampfes ist anscheinend die an der Küste liegende Stadt Tanga, der Ausgangspunkt der Usambara-Bahn.

Von weiteren Gefechten sind noch in englischen Meldungen erwähnt: ein Zusammenstoß am Berge Kongido am 3. oder 4. November, bei dem indische Truppen den Platz besetzt haben, auf englischer Seite 21 Mann und auf deutscher Seite 38 Europäer und 84 farbige Mannschaften gefallen sein sollen, ein Einfall einer starken deutschen Abteilung westlich des Victoria-Sees in Uganda, der zurückgeschlagen worden sein soll, die Vernichtung eines englischen Dampfers auf dem Victoria-See durch die Deutschen und ein blutiger zurückgewiesener Einfall belgischer Truppen in deutsches Gebiet nördlich des Kinsassie-Sees. Alles in allem genommen zeigt die Lage auf dem ostafrikanischen Kriegsschauplatz ein überaus erfreuliches Bild. Denn es zeigt, daß unsere Schutztruppe unter ihrer tapferen Führung bis jetzt außerordentliches geleistet hat. Sie hat es verstanden, unter heftigster Anspannung aller Kräfte, oftmals gegen große Uebermacht kämpfend, den Feind aus dem Schutzgebiete fernzuhalten und ihn, wann und wo er die Grenzen überschritt, zum schnellen Rückzuge zu zwingen. Dabei hat die Schutztruppe keineswegs — wie Lord of Crewe im britischen Oberhaus angegeben — irgendwelche Verstärkungen durch Reservisten aus anderen Teilen der Welt erhalten. Die einzigen Verstärkungen lieferte vielmehr die weiße Zivilbevölkerung des Schutzgebietes selbst, die dortige farbige Kolonisttruppe und auch die ehemaligen ausgedienten Askaris, die sich in großer Zahl sofort nach Kriegsausbruch freiwillig zum Dienst gemeldet hatten.

Die Engländer dagegen waren in der vorteilhaftesten Lage, sich indische Streitkräfte heranziehen zu können, wodurch ihnen von vornherein ein großes numerisches Uebergewicht sicher war. Um so höher sind die bisherigen Leistungen unserer ostafrikanischen Truppe zu veranschlagen, auf die wir mit Stolz und mit froher Zuversicht für die weitere Zukunft des Schutzgebietes herübersehen.

Kriegsgetreidegesellschaft m. b. H.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Getreidevorrat, der unserem Volke in diesem Jahre zur Verfügung steht, beträchtlich geringer ist, als in normalen Friedenszeiten. Im Durchschnitt der Jahre 1908-09-1912-13 waren in Deutschland nach Abzug der Ausfuhr zum menschlichen Verbrauch, für Verfütterung und industrielle Zwecke an Roggen, Weizen und Spelz (unter Einschluß der auf Getreide umgerechneten Kartoffeln) verfügbar: 15.000.000 Tonnen. Davon brachte die Nettoeinfuhr durchschnittlich 1.200.000 Tonnen oder rund 8 Prozent. Mit der Einfuhr kann, obgleich es falsch wäre, von einer völligen Unterbindung derselben zu sprechen, während des Krieges nicht gerechnet werden.

Was unsere Ernte angeht, so ist diese im Jahre 1914 infolge der lange anhaltenden Dürre des Frühsummers geringer einzuschätzen als die des Vorjahres. Es ist ferner zu bedenken, daß in Teilen von Ostpreußen und Oberschlesien die Felder verwüstet, die Vorräte vernichtet sind und daß Deutschland überdies an die Schweiz Getreide abgegeben hat. Die Angaben der Erntestatistik sind eher zu hoch als zu niedrig anzusetzen. So erhöht sich der Fehlbetrag an Brotgetreide, der sich schon aus der Unterbindung der Einfuhr ergibt, noch erheblich; er dürfte auf 15, vielleicht auf 20 Prozent zu veranschlagen sein.

Wenn aber unsere Feinde auf Grund dieser Verhältnisse mit dem Eintreten eines Nahrungsmangels in Deutschland rechnen, so haben sie sich gründlich verrechnet. Die durch Verordnung des Bundesrats getroffenen Maßregeln zur Streckung der Getreidevorräte und anderer Ersatzfrüchte sind bekannt; schon allein durch das Ausfuhrverbot von Kartoffeln, die Einschränkung des Brennholzeinfuhrs auf 60 Prozent und die in großem Maßstabe durchgeführte Herstellung von getrockneten Kartoffelflocken, die sich vorzüglich zur Mischung mit Mehl und zur Brotbereitung eignen, ist die Ernährung der Bevölkerung sichergestellt. Dazu kommen noch andere Ersatzstoffe, die der



Eine Weihnachtsgabe des Kronprinzen für seine Soldaten.

Seine Soldaten hat unser Kronprinz mit einer hübschen Weihnachtsgabe beschenkt. Genau wie sein Großvater, der Kaiser Friedrich, als Kronprinz seinen Soldaten im Jahre 70/71 eine Tabakspfeife zu Weihnachten schenkte, hat auch unser Kronprinz jedem Soldaten seiner Armee eine schmale Tabakspfeife geschenkt, welche 30 cm lang ist und einen Porzellankopf mit seinem Bildnis besitzt mit der Aufschrift auf der Rückseite: „S. Armee, Weihnachten 1914.“ Von diesen Pfeifen, die von seinen Soldaten natürlich mit großer Freude aufgenommen wurden, hat der Kronprinz eine Viertelmillion Stück anfertigen lassen.

Brauerer, Brennerer und Viehfütterer entzogen werden, und dazu kommt ein Vorrat von Fleisch, wie er noch niemals so groß in unserem Lande vorhanden war. Es kann also die Sorge um die Ernährung der deutschen Bevölkerung bis zur nächsten Ernte unbedenklich abgewiesen werden.

Aber die Voraussetzung für diese tröstliche Gewissheit, und damit auch die unerlässliche Vorbedingung für ein glückliches Durchhalten in dem uns aufgezwungenen Kriege bildet die von dem ganzen deutschen Volke erkannte Notwendigkeit, auf das sorgfältigste hauszuhalten und den Verbrauch von Brot und anderen Nahrungsmitteln auf das Nötigste einzuschränken. Ist seit Beginn des Krieges bis zur Stunde unzweifelhaft allzu sorglos gewirtschaftet worden, so ergeht jetzt an alle Männer und Frauen Deutschlands die Mahnung, mit Brot zu sparen, nur das zur Ernährung unbedingt Notwendige zu verbrauchen und somit, jeder an seinem Teile, dazu beizutragen, daß die schmerzliche Berechnung unserer Feinde zutreffen wird. Bei der Unsicherheit der Grundlage der Berechnung ist übertriebene Vorsicht und Einschränkung immerhin noch besser, als leichtfertiges Behalten und allzu unbedachtes Festhalten an den bisherigen Gewohnheiten.

Durch die gesetzliche Festlegung von Höchstpreisen für Getreide hat die Reichsregierung der sonst unabwehrbaren starken Steigerung der Preise dieses wichtigsten Nahrungsmittels Einhalt geboten. Sie war sich vollkommen bewußt, daß eine kriegsmäßige Steigerung der Getreidepreise an sich das wirksamste Mittel zur Einschränkung des Broterbrauchs gewesen wäre. Wenn sie aus allgemeinen sozialen Gründen die natürliche Steigerung der Preise und damit den selbsttätigen Regulator des Verbrauchs beseitigt hat, so hat sie zweifellos und hoffentlich nicht umsonst mit der Einsicht unserer patriotischen Bevölkerung gerechnet, mit deren Hilfe dasselbe Ziel in einer dem allgemeinen Volksempfinden besser entsprechenden Weise erreicht werden wird.

Nichtsdestoweniger erscheint es notwendig, den Getreidemarkt sich selbst zu überlassen, sondern nach Möglichkeit schon jetzt Vorsorge für eine angemessene Verteilung der Vorräte und für eine Sicherstellung des Bedarfs in den kritischen Monaten vor Herbeibringung der neuen Ernte zu treffen. Zu diesem Zwecke hat die königliche preussische Regierung unter starker Beteiligung der deutschen Städte mit über 100.000 Einwohnern und eines Teiles der großen Industrie eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung mit bedeutendem Kapital begründet. Dieser Gesellschaft, die mit dem Recht der Enteignung ausgestattet werden wird, ist die Aufgabe zugewiesen worden, große Mengen von Brotgetreide zu erwerben, zu lagern und vornehmlich für die Sicherung des Bedarfs der letzten Monate des Jahres zu sorgen.

Die Gesellschaft ist eine gemeinnützige, ihre Dividende ist auf höchstens 5 Prozent des eingezahlten Kapitals beschränkt, etwaige darüber hinausgehende Gewinne sind dem Reich für gemeinnützige Zwecke und insbesondere zugunsten der Kriegs- und Hinterbliebenenversorgung zu überweisen. In den Aufsichtsrat der Gesellschaft sind neben Vertretern des Staates und der Städte Mitglieder des Großgewerbes gewählt worden.

Die Gesellschaft wird sich der Schwierigkeit ihrer Aufgabe und der Unmöglichkeit voll bewußt sein, in ihrer raschen Organisation, ohne jedes Vorbild, und auf einem bisher unbetretenen Gebiete, jeden Fehler zu vermeiden, ebenso wenig wie sie nicht umhin können wird, in private Interessen einzugreifen, wo das Interesse der Allgemeinheit voranzutreiben hat. Es ist aber bestimmt zu erwarten, daß sie es verstehen wird, ihre Aufgabe so zu lösen, daß unsere tapferen Heere ihr großes Werk ohne Sorge um die wirtschaftliche Sicherheit des gesamten deutschen Volkes bis zu einem für Deutschland günstigen Ende fortführen können.

Beim Kronprinzen von Bayern zu Gast.

Deutsche Kriegsbriefe von Paul Schweder.

Breit und mächtig liegt auf Flanderns Fluren der bayerische Löwe. Sein Bild ist gen Westen gerichtet. Sein Auge späht, und mit dem Schweif schlägt er den blutgetränkten Boden, daß feurige Gräße hinüberfliegen nach Arras, Ypern und Armentieres. Ungeheuer ist die Kraft seiner Venden. Noch liegt er mit verhüllener Ruhe. Aber wehe seinen Feinden, wenn zu gewaltigem Sprunge Bayerns Sinnbild sich anschickt.

Seit dem 12. Oktober besetzt das blau-weiße Königreich neben der lieben alten Münchener Stadt eine zweite Kapitale.

In Lille.

Nordfrankreichs schöner Hauptstadt, herrscht sein Thronfolger, Prinz Rupprecht, der Heerführer der tapferen Bayern von St. Amand bis zum Herkulan. Am prachtvollen Boulevard Carnot, der Lille mit den gewerbsfleißigen Schwesterstädten Roubaix und Tourcoing verbindet, bauten sich in den letzten Jahren die millionenschweren Villen Kaufleute und Fabrikanten ihren Fürstentümern. Mit derselben überladenen Pracht, denselben architektonischen Geschmacklosigkeiten und der gleichen unvorsichtigen Finanzgebarung wie in Berlin WW. Eines der schönsten Heime, ganz im Louis Seize-Stil gehalten, nahm mich vor einigen Tagen auf. Dieses Gedicht von Weiß und Gold, von Sebrés-Dyrik und Gobelinswundern, die den Besitzer trotz seiner vielen Millionen in Zahlungs-schwierigkeiten geraten ließen, ist heute

Bayerns königlicher Hof im Felde.

Der Wittelsbacher Thronerbe hat seine Armee von St. Amand nach Lagarde, nach Saarburg und über Lothringens Grenzen hinaus in heißen Schlachten bei St. Quentin und Douai bis nach Lille hinaufgeführt. Und überall erklingt das Lob der Bayern, der Männer aus Franken und Oberpfalz, vom Main und von der Isar, aus den Hochlandstätern bis zum Königssee und Watzmann und aus der fröhlichen Rheinpfalz. Sind sie auch im Laufe des gewaltigen Feldzuges vielfach durcheinandergewürfelt und schließlich sogar mit Sachsen und Preußen, Württembergern und Hessen zusammengezwängt worden, die blau-weiße Flagge weht hoch über allen in Ehren, und der alte Bayernstolz, die ungestüme Bayernstärke harren in ungeschwächter Kraft neuen Taten und neuen Siegen entgegen.

Der gleiche Geist herrscht auch in dem

Märchenschloß am Boulevard Carnot. Wir wissen, daß wir eine zweite mächtigere chinesische Mauer von der Schweizergrenze bis zur Nordsee erbaut haben und daß wir hinter dieser gewaltigsten Befestigungslinie der Welt sicher und geborgen sind. Aber wir wissen auch, daß wir zu gelegener Zeit darüber hinwegstürmen werden, und daß der Zeitpunkt, da dies geschehen wird, die Bayern wieder an der Spitze der deutschen Heerhaufen finden wird.

Von Weissenburg und Börtz, von Paris und Orleans her leuchtet aus den 70er Jahren der Ruhmesglanz der bayerischen Heldentaten zu den Tagen von Lagarde, St. Quentin, Douai und Lille hinüber. Aber niemand spricht an der

Hofafel.

die den bayerischen Kronprinzen mit seinem ersten Kommandierenden General v. Kraft, dem lebenswürdigen Herrn Generalquartiermeister, dem klugen bayerischen Generalstabler und Träger des stolzen Namens v. Eylander und uns drei Kriegsberichterstattern vereinte, von den vergangenen Tagen. Unser aller Blick ist auf die Zukunft gerichtet.

Kronprinz Rupprecht

in der blauen bayerischen Offizierskita mit den Abzeichen eines Generalobersten daran, erzählt von den Indern, die seine Truppen in unausgesetzten Kleinkämpfen dem englischen Gegner abnehmen. Er hat gelegentlich seiner großen Indienreise von den Ufern des Ganges bis hinauf zu dem Himalajabergen die verschiedenen Volksstämme kennen gelernt, deren buntes Gemisch uns jetzt in Auswahlendungen der unförmlichsten aller Kaufleute gegenübergestellt hat. Er erkennt gern ihren Mut, ihre Tapferkeit und ihre Fähigkeit an, mit der sie sich als Englands Söldner schlagen. Aber er hat sie ebenso wie ich in den Kasematten von Lille wiedergesehen und glaubt gleich uns nicht an ihre Widerstandsfähigkeit gegenüber dem häßlichen, regen- und nebelreichen nordfranzösischen Winter.

Auch in Japan hat der Kronprinz längere Zeit gewohnt, und gemeinsam eilen unsere Gedanken nach dem fernen Osten, wo das geliebte England mit dem noch geliebteren Volk der Gelben einst ganz handelseinig werden muß, ehe wir mit einer kriegerischen Mitwirkung der Japaner in Europa zu rechnen haben. Aber es ist, als ob man Märchen spinnt, wenn man in dem Kreise der bayerischen Heerführer in diesem Zusammenhange überhaupt von dem „Preußen des Ostens“ spricht. Denn was fragen die blau-weißen am Boulevard Carnot gleich denen da draußen in den Schützengraben von Arras bis zum Herkulan viel danach, ob Rothosen oder Khasileute, Senegalneger oder Indier, Portugiesen oder Japaner ihnen jenseits der 200-Kilometer-Front gegenüberliegen.

Je bunter, desto besser!

Das war schon immer die Lösung, der heimatlichen Kirchweih, und der Fluschnacht von der Isar wie der Rebbaue von der Haardt, der Holzfäller von Lengries wie der Goldschläger von Fürth, sie alle schlagen gemeinsam mit dem Münchener Brauburschen, dem Nürnberg-Augsburger Maschinenhändler, dem Würzburger Handwerksmann und dem Hofier Fabrikarbeiter gemeinsam drein, wie es schon in Urvätertagen Sitte war.

Der „bayerische Hauschlüssel“

das griffeste Messer, die altberühmte Schließkunst und die Schlagkraft der Masse überhaupt, sie alle warten mit Sehnsucht auf den nächsten großen Kirchweihtag ihrer Armee. Und diese Sehnsucht kristallisiert sich in den Männern der Tafelrunde am Boulevard Carnot zu erster Entschlossenheit und verantwortungsvoller strategischer Vorarbeit. Sie sprechen es nicht aus, daß sie ebenso ungeduldig warten wie all die anderen, bis es endlich wieder vorwärts geht. Aber als ich beim Scheiden dem Kronprinzen die Hand gab, sah ich in ein offenes und freundliches Gesicht voll heiterer Ruhe und gewinnender Herzlichkeit, aber auch voll von verhaltenen Gedanken und festen Entschlüssen. Und ich dachte daran, daß es ein Sprößling des ältesten Königsengeschlechts der deutschen Stämme war, der da vor mir stand, eines Geschlechts, das mit dem Bayernvolk durch Not und Tod, aber auch durch Kampf und Sieg gegangen ist, das sich den

Böwen zum Wappentier ertor, das 1870/71 den deutschen Kaiserthron mit wichtigen Schlägen zimmern half und das uns helfen soll und helfen wird, auch das tausendjährige Reich des Friedens zu schaffen, in dem wir uns als Kinder eines Stammes und eines Volkes daseinswohl fühlen wollen in alle Zeit.

Breit und mächtig liegt auf Flanders Fluren der bayerische Löwe. Sein Blick ist gen Westen gerichtet. Sein Auge prüft, und mit dem Schweif schlägt er den blutgetränkten Boden, daß feurige Gräße hinüberfliegen nach Arras, Ypern und Armentières. Ungeheuer ist die Kraft seiner Lenden. Noch liegt er mit verhaltener Ruhe. Aber wehe seinen Feinden, wenn zu gewaltigem Sprunge Bayerns Sinnbild sich ansetzt!

Paul Schweder, Kriegsberichterstatter

Weinzeitung.

△ **Oestrich**, 1. Jan. Zwei Wiferten haben die letzten Jahre dem Winger gebracht und über den Weinbaugesunden Deutschlands lastet eine schwere Zeit. Die Not wird noch drückender durch den Weltkrieg, welcher manche schwere Last mit sich bringt. Das Erzeugnis des Wingers, der Wein, ist eine im Wert sehr schwankende Ware. Der Wein ist kein unbedingt notwendiges Bedarfsartikel und so wird in schlimmen Zeiten zuerst daran gespart. Kein anderes Geschäft leidet so sehr unter dem Kriege als der Weinhandel und so kommt es, daß die kleinen Mengen, welche geerntet wurden, nur schwer zum entsprechenden Wert verkauft werden können. So fehlt es den Wingern gänzlich an Barmitteln und es wird ihm schwer, seinen Verpflichtungen in Zins- und Zielzahlungen nachzukommen und manche Schuld muß wieder auf ein weiteres Jahr gestundet werden. Trotz der schlimmen Verhältnisse haben die Winger den Mut und die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht verloren. Die Weinberge sind weiter gepflegt und gebüngt worden. Wenn auch manch älterer Weinberg ausgehauen wurde, so wird auch manches ausgeruhte Ausheld wieder zur Neupflanzung vorbereitet und es wird im Rheingau die bebaute Weinbergsfläche beinahe dieselbe bleiben. Das Rebholz ist während des milden Vorwinters zur guten Reife gekommen, wie überhaupt der Stand der Weinberge zur Zeit nur günstig beurteilt werden kann. Die neuen Weine fangen an hell zu werden, sie probieren sich allgemein recht gut. In letzter Zeit war wieder etwas Nachfrage. Kleinere Posten wurden auch verkauft und 800—900 Mark für das Stück bezahlt. Allgemein wird auf höhere Preise gehalten, doch will der Handel nicht darauf eingehen.

○ **Aus dem Rheingau**, 1. Jan. Im Rheingau sind die Arbeiten in den Weinbergen gut vorangebracht worden. Obwohl die Winger gar keine Ursache zur Zufriedenheit in diesem Herbst hatten, schaffen sie doch rüstig für das kommende Jahr. Der 1914er Wein entwickelt sich günstig. Geschäftlich ist aber nicht das geringste Leben vorhanden. Auch liegt nur sehr wenig Wein.

× **Aus Rheinhessen**, 31. Dez. Vor Weihnachten vermochten die Weinbaureisenden die Arbeiten in den Weinbergen recht gut zu fördern. Man darf annehmen, daß es

gelingt während des Winters soweit voranzukommen, daß sich der Mangel an Arbeitskräften dann im Frühjahr nicht in hohem Maße bemerkbar macht. Die Reben wurden in vereinzelten Gebieten sogar bereits geschnitten. Dabei stellt sich heraus, daß das Holz der Reben durchaus gesund ist. Geschäftlich war es in der letzten Zeit ruhig. Für das Stück 1914er wurden 500—700 Mark, 1913er 530—600 Mark, 1912er 500—800 Mark angelegt.

× **Vom Mittelrhein**, 31. Dez. In den Weinbergen ist man mit den Arbeiten ganz gut vorangekommen. Man darf heute darauf rechnen, daß die Arbeiten bis zum Frühjahr soweit gefördert sind, daß die Winger dann auf dem Laufenden zu bleiben vermögen. Die 1914er Weine haben sich im übrigen gut entwickelt, sind rüstig und gut. Nachfrage nach 1914er zeigte sich kaum. Bei den erfolgten Verkäufen wurden für das Fuder 1913er 750—850 Mark, 1912er 600—700 Mark bezahlt.

† **Von der Nahe**, 31. Dez. Der Geschäftsgang in den Weinen der letzten Jahrgänge zeigte kein besonderes Leben. Höchstens machte sich einige Nachfrage nach den älteren Weinen bemerkbar, für die sich auch Anzeichen steigender Preise zeigen. Wenigstens stiegen schon die Forderungen. Bei den stattgefundenen Umsätzen wurden für das Stück 1912er an der unteren Nahe 700—750 Mark, 1913er 730 bis 800 Mark erzielt.

† **Von der Mosel**, 31. Dez. Mit der Entwicklung des 1914er Weines ist man durchaus zufrieden. Der 1914er stellt sich als guter und brauchbarer Mittelwein dar. In der letzten Zeit zeigte sich eine recht lebhaft Nachfrage, besonders nach neuem Wein. Bezahlt wurden für das Fuder 1914er 400—550 Mark, an der oberen Mosel — im luxemburgischen Gebiete — 320—350 Mark. Das Fuder 1911er erbrachte an der unteren Mosel 1100—1250 Mark, 1913er 700—850 Mark.

× **Aus der Rheinpfalz**, 31. Dez. Der Schnitt der Reben wurde in einer Anzahl Bemerkungen aufgenommen. Dabei stellte sich heraus, daß das Holz der Reben ganz gut ausgereift und vielentsprechend für das kommende Jahr ist. Geschäftlich zeigte sich in der letzten Zeit sehr viel Leben. Eine ganze Menge Wein wurde verkauft. In erster Linie gehen die 1914er Weine in anderen Besitz über, während 1912er und 1913er noch in ziemlich großen Mengen lagern. Im unteren Gebirge wurden für das Fuder 1914er Rotwein 360—380 Mark, Weißwein 450—580 Mark, im mittleren Gebirge für das Fuder 1914er Rotwein 390—460 Mark, Weißwein 600—1000 Mark, im oberen Gebirge für das Fuder 1914er 320—440 Mark bezahlt.

— **Der letzte Gruß von der „Nürnberg“**. Die letzte Feldpostkarte des vernichteten Kreuzers „Nürnberg“ ist vor einigen Tagen bei dem Magistrat in Nürnberg angekommen. Sie ist vom Kommandanten des Schiffes, Kapitän zur See v. Schönberg, am 3. November in Balparaiso aufgegeben, enthält eine Abbildung des Schiffes und folgende Mitteilung: „Melde in Eile, daß S. M. S. „Nürnberg“ am 1. November auf der Höhe von Coronel, Concepcionsbucht (Chile), in der Nacht den bayerischen englischen Panzerkreuzer „Monmouth“ zum Sinken gebracht hat. Das Wetter

war stürmisch; die Haltung der ganzen Besatzung vorzüglich. Keinerlei Verluste. Oberleutnant zur See Eibam, das Kind ihrer Stadt, hat vorzügliche Dienste geleistet. v. Schönberg, Kapitän zur See, Kommandant.“

— **Das tapfere „Regimentskind“**. Die Krakauer „Nowa Reforma“ berichtet: Hier erregt ein 12jähriger Bursche, der vollkommen militärisch gelehrt ist, allgemeine Aufmerksamkeit. Er folgt überall unseren Truppen und erweist sich sehr nützlich. Die Soldaten erzählen, daß sie den Jungen nach den Kämpfen bei Jaroslaw in einem fast vollkommen zerstörten polnischen Bauernhaus gefunden haben. Seine Eltern sind tot. Die Soldaten haben den Burschen als „Regimentskind“ angenommen, und seither nimmt er gleichsam als jüngster Soldat des Regiments an den Kämpfen teil, indem er verschiedene Aufträge stets zur allgemeinen Zufriedenheit ausführt.

— **Das erste Marmorgrabmal im Kriege 1914**. Das erste dauernde Denkmal für Gefallene des Krieges 1914 ist jetzt zur Aufstellung gelangt. Der Großherzog von Mecklenburg hat auf den französischen Schlachtfeldern es sich ganz besonders am Herzen liegen lassen, für die Gräber seiner gefallenen Landeskinder Sorge zu tragen. So hat er auf dem französischen Friedhof in Mohon für die Mecklenburger ein marmornes Grabmal errichten lassen, auf dem sämtliche Namen der beigesetzten Krieger aus Mecklenburg verzeichnet sind. Der Gedenkstein trägt oben auf dem Kreuz die Aufschrift: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des ewigen Lebens geben“ und unten am Sockel die Zeilen: „Seinen treuen Mecklenburgern ihr dankbarer Landesherr.“

Sriedensuniform für Knaben.



Nr. 18076.
Sriedensuniform.

Unsere angehenden Vaterlandsverteidiger tragen jetzt mehr oder weniger danach, ihren kindlichen Spielen einen militärischen Anstrich zu geben. Dabei aber auch in einer schneidig stehenden Uniform zu erscheinen, ist das Ziel ihrer Wünsche. Uniformen der verschiedensten Gattungen werden deshalb für die männliche Jugend gearbeitet, da sie auch noch den Zweck haben, daß die sonstigen Anzüge der Knaben gespart werden, die bei dem Kriegsspiel, bei denen es oft recht heiß hergeht, meistens sehr mitgenommen werden. Jede Mutter kann nun diese oder jene Uniform aus alten Herrenanzügen mittels eines Savoir-faire selbst herstellen und braucht beispielsweise zur nebenstehenden Sriedensuniform nur eine schwarze Hose, nebst dunkelblauer Rock oder, falls die Uniform in Seidgrau vorgezogen wird, einen schon getragenen grauen Anzug. Auch kleine Reste genügen in den meisten Fällen, wenn nichts anderes zur Verfügung steht. Der Schnitt ist in 32, 34, 36 cm halber Oberweite für 80 Pf. zu beziehen von der Modengentrale Dresden-11. S. 6.

Verantwortlich: Adam Etienne, Oestrich.

Mitteldeutsche Creditbank

Kapital und Reserven 69 Millionen Mark

Filiale Wiesbaden

Friedrichstrasse 6 Telefon 66 u. 6604

An- u. Verkauf von Wertpapieren.

Günstige Verzinsung von Spar-Einlagen. Sorgfältige Erledigung aller bankgeschäftlichen Angelegenheiten.

Safes.

F. J. Petry

Dentist

BINGEN : Mainzerstrasse 5^{1/2}

Telephon 256

Künstliche Zähne, Plomben, Goldkronen aller Systeme in feinsten Ausführung zu konkurrenzlosen Preisen.



die Buchdruckerei von
Adam Etienne, Oestrich.

Elegante Stiefel,
Strapazierstiefel,
Arbeitsstiefel
Jagdstiefel.

Chloe Formen
selbst in den
niedrigen
Preislagen.

Hassia-Stiefel

stehen in Eleganz, Passform und Qualität

auf der höchsten Stufe und sind deshalb
allgemein bevorzugt.

Ferner empfehle meine grosse Auswahl in Damen-, Herren- und
Kinderstiefeln und Schuhen jeder Art zu den billigsten Preisen.

Arbeiter-Stiefel in nur besten Qualitäten.

Nur erstklassige Fabrikate!

Ein Versuch macht Sie zum dauernden Kunden.

Reparaturen gut, schnell und billig.

Jean Schmittenbecher jr.,

Schuhwarenhaus

Eltville a. Rh.

Schwalbacherstrasse 5.

Hauschuhe,
Tanzschuhe,
Moderne
Halbschuhe,
Kinderstiefel

Touristen-
Stiefel,
Gamaschen
Turnschuhe,
Sandalen.

Schiffs-Dienstbuch

nach neuester Vorchrift,
empfiehlt die
Druckerei des Bürgerfreunds,
Oestrich.

Durch Verfügung des
Herrn Landgerichts-Prä-
sidenten bin ich beim
Königl. Amtsgericht zu
Eltville als

Prozessagent

zugelassen, bin sonach
auch berechtigt, bei Pro-
zessen die Parteien vor
dem Königl. Amtsgericht
zu vertreten.

J. Müller,

Eltville,

Schwalbacherstrasse 42,
neben dem Amtsgericht.

Bürostunden:

vormittags von 8—12 u.
nachm. v. 2—7 Uhr.

Erfindungen

werden reell und sachgem. (von
einem erfahre. Fachmann) pro-
visions- und kostenfrei geprüft und
nutzbar gemacht.

Patentingenieur Heinrich Griebfeld

W. 35, Martinsstr. 30.

Broschüre über Patentwesen
kostenlos.

Heiraten Sie nicht

bevor über zukünftige Per-
son u. Familie, über Ver-
mögen, Mitgift, Rul, Cha-
rakter, Vorlieben etc. genau
informiert sind. Diskrete
Spezialauskunft überall.
„Globus“ Weltankunft u.
Detektiv-Institut
Berlin W. 35, Potsdamerstr.
114.



JOHANN EGERT, Uhrmacher.

OESTRICH Landstrasse

Reichhaltig sortiertes Lager in

Uhren, Gold- u. Silberwaren

aller Art zu äusserst billigen Preisen. Grosse

Auswahl in Herren- und Damenbrillen, Kneifer,

Thermometer und Barometer.

Sämtliche Reparaturen an Uhren, Schmucksachen und
optischen Gegenständen werden gut und billig ausgeführt